Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich mit Ausnahme nach Sonn- und Festtagen ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
(nur Wochentags)
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 227. Mittwoch den 8. Mai 1895. 89. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 8. Mai.

Das Urtheil, das der **Reichstag** gestern als **Gerichtshof in Wahlprüfungsangelegenheiten** über die Wahl des Abg. Dr. Böttcher gefällt hat, erinnert an die Worte, die der ultramontane Abg. Dr. Bachem am 8. Februar d. J. im Reichstage sprach, als die Socialdemokraten beantragten, erst die Wahl in Köln, dann die in Remscheid zur Abstimmung zu bringen. Die Antragsteller gingen von der Vermuthung aus, daß die Ultramontanen bei gleicher Sachlage doch zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangen könnten, je nachdem ein Socialdemokrat oder ein Centrumsmann das Mandat verlieren müßte. Da erklärte Herr Dr. Bachem:

„Weil wir hier über eine solche Wahl abzustimmen haben, sind wir Richter. Wir haben nicht das Recht, nach Partei-Interessen zu entscheiden, sondern lediglich nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit und nach persönlicher innerer Ueberzeugung".

Und als das Mandat des Socialdemokraten für Remscheid cassirt war und das Centrumsmandat für Köln vertheidigt werden sollte, da entdeckte derselbe Abg. Dr. Bachem, daß der Reichstag als Gerichtshof in Wahlprüfungsangelegenheiten bei den „Grundsätzen von Recht und Billigkeit" insbesondere Folgendes beachten müsse:

„Wenn sich demnach ein reines Resultat nicht ergiebt, dann liegt doch kein Grund vor, gegen die Wahl zu entscheiden, sondern ich meine, wie die Dinge hier liegen, würde die Billigkeit eher dazu führen müssen, in dubio für die Wahl zu entscheiden".

Auf die Unparteilichkeit des Reichstags und auf die Grundsätze der Billigkeit, wie sie Herr Dr. Bachem am 8. Februar verkündigt hatte, wurde nun gestern die Probe gemacht. Nicht um die eine Stimme und um das eine Mandat mehr oder weniger entschlossen sich die Nationalliberalen zu der zähen Verfolgung des in Frage stehenden Falles. Dazu hätte sich anderweit besserer Anlaß geboten. Nein, der Reichstag, dessen Mehrheit von den Herren Singer, Richter, Bachem befehligt wird, dem zwei Klerikale und ein Demokrat zu Präsidenten gesetzt sind, sollte Gelegenheit haben, auch nach der Seite seiner „richterlichen Unbefangenheit" hin sich zu demaskiren. Er hat es in einer Weise besorgt, die kein ehrlicher Mann wünschen kann, weil sie dem Ansehen des Reichstages noch weiteren Abbruch thun muß, die aber zum Mindesten klärend wirkt. Der Abgeordnete Dr. Enneccerus hat in dem bereits erwähnten offenen Briefe unwiderleglich bewiesen, daß nach dem formalen Recht die Wahl Dr. Böttcher's in Waldeck für giltig erklärt werden müßte. Eine Mehrheit von 204 Stimmen hat sich aber von diesem formalen Rechte nicht bestimmen lassen, geschweige von den Billigkeitserwägungen, die Herrn Dr. Bachem am 8. Februar so glatt über die Lippen flossen, sondern sie hat wider Recht und Billigkeit die Ungiltigkeit der Wahl ausgesprochen. Das ist das Eine, worauf es ankam. Das Andere, was einmal für alle Welt klar festgestellt werden mußte, ist das Maß von collegialer Rücksicht, dessen man sich als Minderheit von einer fortschrittlich-klerikal-socialistischen Mehrheit zu versehen hat. Der Abgeordnete Dr. v. Marquardsen nahm das Versehen vom vorigen Freitag allein auf seine eigene Kappe; er habe überhört, daß die Discussion eröffnet wurde, er habe versäumt, sich zu Wort zu melden, er gebe dem collegialen Erwägen des Hauses anheim, jetzt noch zu gestatten, daß die principiell so wichtige Frage im Hause erörtert würde, ehe die Abstimmung vollzogen werde. Wer sich der Darstellung erinnert, die unser Berliner △-Correspondent in unserer Sonntagsausgabe (Nr. 222) aus eigenster Wahrnehmung von den Vorgängen am Freitag gab, wird begreifen, wie weit hiermit der Abg. v. Marquardsen den Gegnern, namentlich dem Centrum, entgegen kam. Denn diese Partei war es, die durch ungewöhnliches Lärmen die Wahrnehmung der Präsidialgeschäfte so erschwert hatte, daß der Abg. von Marquardsen nicht zu Wort kommen konnte. Trotzdem war es gestern gerade wieder das Centrum, welches dreimal Einspruch gegen die Wiedereröffnung der Discussion erhob. Man gewann den Eindruck, daß es in diesem Falle seinen Willen auch der radicalen Linken aufgenöthigt habe, da diese wohl aus tactischen Gründen bereit gewesen wäre, einen zweiten Tag der Woche hingeben zu lassen, ohne daß das Umsturzgesetz an die Reihe gekommen wäre. Bei dem Centrum überwog jedoch die Gereiztheit gegen die Nationalliberalen, die keine Grenzen kannte. Da die Wiedereröffnung der Discussion natürlich nur mit Zustimmung des ganzen Hauses stattbaft gewesen wäre, mußte nun ohne Discussion zur Abstimmung geschritten werden. Die klerikal-radicale Mehrheit konnte ja nach dem 23. März sich selbst nicht mehr übertreffen, aber es wirkt klärend, wie sie auch in einzelnen Zügen sich immer deutlicher offenbart.

Wie bereits telegraphisch gemeldet worden, hat die **nationalliberale** Reichstagsfraction gestern ihre Berathungen über den **Commissionsbericht** zur **Umsturzvorlage** beendet und ist einmüthig zu dem Beschlusse gekommen, die Vorlage, wie sie aus der Commission hervorgegangen ist, abzulehnen. Heute bemerkt die „Nat.-Lib. Corr." erläuternd zu diesem Beschlusse:

„Nach Lage der Dinge mußte die Erwartung aufgegeben werden, den ungestalteten Entwurf derart rückwärts revidiren zu können, daß er brauchbare und annehmbare Mittel zur Abwehr der Umsturzbestrebungen darbiete, ohne mit weit abseits liegenden Nebenzwecken verknüpft zu sein. Selbst wenn alle vorliegenden conservativen Anträge zum Entwurf, was ja völlig aussichtslos ist, angenommen würden, bliebe immer noch so viel von der klerikal-conservativen Verbesserungskunst aus der Commission bestehen, daß der Entwurf mehr eine Gefahr für geistige Freiheit und das Walten religiöser Duldsamkeit wäre, als eine Verstärkung der Machtmittel für die Staatsgewalt zur Abwehr gewaltsamer Unterwühlungsversuche an den Fundamenten von Staat und Gesellschaft. Es versteht sich, daß die nationalliberale Fraction an den einzelnen Abstimmungen in der zweiten Lesung mit dem Bestreben theilnimmt, überall das kleinere Uebel an Stelle des größeren zu setzen, auch daß sie ihren Widerspruch gegen die Klerikalisirung der einzelnen Paragraphen durch Eventualanträge von Fall zu Fall zum Ausdruck bringt. Doch wird sich ja bald genug ergeben, daß es sich auch bei den Anträgen aller anderen Parteien nur noch um die Markirung des eigenen Standpunctes, in keiner Weise aber um ein auf Erfolg berechnetes Vorgehen handelt. Die Vorlage muß für jetzt überhaupt als gescheitert betrachtet werden, denn auch die conservativ-klerikale Mehrheit ist ja inzwischen wieder zerfallen. Eben aus diesem Grunde läßt sich aber auch einem frühzeitigen Abschluß der zweiten Lesung und damit der Berathungen überhaupt entgegensehen."

Die **Reichspartei** scheint von dem Scheitern der ganzen Vorlage noch nicht überzeugt zu sein; sie wird wenigstens, wie die „Post" mittheilt, in ihrer Mehrheit, wenn nicht einhellig, für den Antrag Levetzow und Genossen eintreten. Die Fraction scheint also zu glauben, das zu einer abwartenden Haltung entschlossene Centrum werde sich bereit finden lassen, einem zwischen den Conservativen und der Reichspartei zu vereinbarenden Compromisse beizutreten. Worauf diese Ansicht sich gründet, ist aus der ultramontanen Presse nicht zu ersehen. Es dürfte sich aber doch empfehlen, Ueberraschungen, nicht allein durch das Centrum, nicht für schlechterdings unmöglich zu halten.

Das volle Gelingen der von der deutschen Regierung angeregten Dazwischenkunft in **Ostasien** besitzt für uns noch einen über den Werth des diplomatischen Erfolges und der Wahrung unserer Wirthschaftsinteressen hinausgehenden Werth. Es ist zum ersten Male seit des Fürsten Bismarck Rücktritt, also seit fünf Jahren, daß eine mit Ueberlegung zur rechten Zeit und zu einem vernünftigen Zwecke ergriffene deutsche Initiative in der auswärtigen Politik zu einem guten Ende geführt wird. Auch das letzte afrikanische Abkommen mit England bedeutete keine Niederlage, aber die Action war Deutschland durch einen thatsächlichen Vertragsbruch des anderen Staates aufgedrängt worden, und außer ihr waren nichts als Mißgriffe und Uebervortheilungen, bei denen Deutschland den leidenden Theil abzugeben hatte, zu verzeichnen. Zanzibar, dem auch der ergebenste Schönfärber nicht mehr Helgoland gegenüberzustellen wagt, die anderen Afrika betreffenden Verträge, die Reise der Kaiserin Friedrich nach Paris, die von der deutschen Regierung gezeigte „Tochuck" bei dem an sich wünschenswerthen Abschlusse der Handelsverträge — doch es ist kein Vergnügen, die Zahl der internationalen Gastmähler zu überschauen, bei denen wir die Zeche gezahlt haben. Zu den schon mehrfach gekennzeichneten politischen Vortheilen der ostasiatischen Einmischung ist das Bewußtsein, daß wieder einmal „etwas gelang", eine willkommene, das Selbstvertrauen bebende Beigabe. Leider findet das suchende Auge in der inneren Politik nicht das Geringste, was eine ähnliche Genugthuung gewähren könnte. Aber freilich in der ostasiatischen Angelegenheit konnte ein kluger und erfahrener deutscher Staatsmann unbeirrt durch das Uebelwollen, Besserwissen und die Aengstlichkeit der sonderbaren Sorte von Patrioten, die bei uns zu Hause das große Wort führen, das für recht Erkannte anfassen und durchführen. Hätte der Reichstag mitzuwirken gehabt, so würde heute wohl England sich die Hände reiben und Deutschland das Nachsehen haben. Die Haltung, welche die Presse der Mehrheitsparteien der Intervention gegenüber beobachtet hat, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß man die deutschen Interessen in Ostasien zu Tode geredet, vertagt und beschwatzt hätte, wenn man gedurft hätte. Eine kaum zu beanstandende Quittung über das Verkehrte jener spießbürgerlichen Parteienpolitik und die Richtigkeit der Politik der Regierung findet man in der Mehrzahl der angesehenen **Pariser** Blätter, welche ihrer Befriedigung über die günstige Abwickelung des Streitfalls zwischen Japan und den Mächten unverhohlenen Ausdruck verleihen, die in politischen Kreisen offen gezollte Anerkennung constatiren, daß die Lösung hauptsächlich der Haltung Deutschlands zu verdanken ist. Aber auch die Haltung der **Londoner** Presse, die zum Theil Deutschland um den großen politischen Erfolg seiner Action an der Seite Rußlands und Frankreichs beglückwünscht, zum Theil es so darzustellen sucht, als ob Englands Rath es gewesen sei, der Japan zum Verzicht auf Annektirung festländischen Besitzes vermehrt habe, zeigt mit erfreulicher Deutlichkeit, daß die deutsche Regierung gewußt hat, was sie that. Ob das Bestreben Englands, sich nun wieder bei China lieb Kind zu machen, von Erfolg gekrönt sein oder ob es sich herausstellen wird, daß die britische Hyperschlauheit es mit Allen verdorben hat, wird sich ja bald zeigen.

In **liberalen ungarischen** Kreisen ist man mit der dem Ministerpräsidenten von Banffy zu Theil gewordenen Genugthuung, welche in der vom Monarchen zugestandenen Verlesung der Note Kalnoky's liegt, vollkommen zufrieden, denn durch die Bekanntgabe des Schriftstückes hat Banffy beweisen können, daß er im Recht war, wenn er behauptete, Kalnoky verurtheile das Auftreten des Nuntius ebenso scharf wie er und habe Reclamationen versprochen. Nur das Eine mußte Baron Banffy zugestehen, daß er sich in der berechtigten Annahme, es seien bereits Schritte beim Vatican geschehen, geirrt habe, ein Punct von untergeordneter Bedeutung. Man betrachtet es mit Recht als einen Act weitblickender politischer Klugheit, daß Banffy mit einer dem Scheine nach halben Satisfaction sich begnügte, nur um durch die Hervorkehrung persönlicher Fragen das Princip einer Verwahrung bei der Curie nicht zu gefährden. Eine Ministerkrise wäre gerade jetzt verhängnißvoll gewesen, denn ohne Banffy ist derzeit kein ungarisches Cabinet denkbar. Der Rücktritt des Grafen Kalnoky hinwiederum kann, im Augenblick wenigstens, von Banffy nicht gewünscht werden, da ja vollständige Solidarität Kalnoky's mit Banffy darin vorhanden ist, daß der Nuntius Agliardi durch seine Reisen und Reden in Ungarn seinen Rechts- und Wirkungskreis überschritten hat, und zwar um so mehr vorhanden ist, als die Anregung zu einer diplomatischen Demarche in Rom von Kalnoky ausgegangen ist. Wäre Graf Kalnoky zurückgetreten, so würde das Einschreiten bei der römischen Curie hinausgeschoben, vielleicht gänzlich gefährdet worden sein, und die klerikalen Agitationen dürften nur neuen Nährstoff gefunden haben. Durch die Nachgiebigkeit Banffy's in der Personenfrage wurde das Prestige der Krone für das von der ungarischen Regierung vertretene Princip gewonnen. Daß der Rücktritt des Ministerpräsidenten Banffy nicht einmal zur Sprache kam und Graf Kalnoky unter dem Ausdruck der allerhöchsten Anerkennung zum Bleiben bewogen wurde, spricht nur dafür, daß der durch die beiden Minister gemeinschaftlich vertretene Standpunct auch allerhöchsten Ortes gutgeheißen zu werden scheint. Sollte allerdings die Action gegen den Nuntius doch verzögert oder ganz unterlassen werden, was wir freilich nicht als völlig außer dem Bereich der Möglichkeit liegend erachten möchten, dann bliebe Baron Banffy, der darauf bestehen muß, daß unverzüglich der von Kalnoky unterlassene diplomatische Schritt gegen den Nuntius geschieht, nichts Anderes übrig, als seine Entlassung zu geben. Daß man auf klerikaler Seite Alles anbieten wird, um eine Beschwerdeführung beim Vatican zu hintertreiben, versteht sich von selbst. Der erste an die Oeffentlichkeit getretene Versuch nach dieser Richtung hin war eine am Schluß der gestrigen Sitzung des Wiener Abgeordnetenhauses eingebrachte Interpellation Dipauli's im Namen der Klerikal-Feudalen des Hohenwartclubs, dahin gehend, ob nach der Auffassung der Regierung die Worte der Kalnoky'schen Note an Banffy, in welchen er jede Einmischung der Curie in die innerpolitischen Angelegenheiten Ungarns verurtheilt, auch auf die Einmischung in kirchenpolitischen Fragen sich beziehen. Die Conclusion der Note, welche den Schein erwecke, daß der Nuntius auch in diesen Fragen nicht mit zu reden habe, sei geeignet, die Stellung desselben zu tangiren, und stehe mit der Freiheit der Kirche nicht im Einklang. Die Suprematie des Papstthums sei katholische Glaubenslehre, und die Freiheit des Oberhauptes der Kirche könne in ihrer Leitung nicht beschränkt werden, möge es direct oder durch Vertreter diese Leitung auszuüben für angemessen finden. Die Beantwortung dieser dreisten Interpellation wird ja einen Fingerzeig geben, welchen definitiven Abschluß die Krise finden wird, ganz abgesehen davon, daß sie eine principielle Entscheidung von großer Tragweite bringen muß.

Aus dem „politischen Testament" **Leo's XIII.**, einem Schriftstück, welches der Papst den Cardinälen, Ordensgeneralen und dem Kämmerer mitgetheilt hat, veröffentlicht

Feuilleton.

Die Erbin von Abbot-Castle.

3] Original-Roman von F. Klinck-Lütetsburg.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Erst seit kurzer Zeit war der Leidenden das Bewußtsein zurückgekehrt, aber noch immer stark getrübt. Die Phantasien wollten kein Ende nehmen. Sie verharrte mit einer besorgnißerregenden Hartnäckigkeit dabei, daß sie nicht Lilian Smith, sondern Mary Connor, jenes entsetzliche Geschöpf sei, das vermuthlich den alten Grafen Saunders vergiftet hatte. Erst seit acht Tagen war sie nicht mehr darauf zurückgekommen, wie denn auch seit dieser Zeit eine sichtbare Wendung zum Guten eingetreten war.

Mrs. Gray fühlte sich überzeugt, daß sie durch ihre Energie die Bemühungen des Arztes beträchtlich unterstützt hatte. Die Behauptungen ihrer unglücklichen Enkelin, daß sie Mary Connor sei, hatten sie auf das Peinlichste berührt und sie dazu gedrängt, dem Willen des Arztes entgegen, eine Auseinandersetzung herbeizuführen. Sie war dabei von der Ansicht ausgegangen, daß es besser sein würde, auch diese Nichte durch den Tod zu verlieren, als sie sich ferner Wahnvorstellungen hingeben zu lassen, die unmöglich zu einem guten Ende führen konnten. So hatte sie an einem Tage, der ihrem Vorhaben günstig erschienen war, die Zeitungsberichte über jenes verhängnißvolle Eisenbahnunglück zur Hand genommen und sich damit zu der Kranken begeben. Sie hatte derselben dann den Sachverhalt klargelegt, und ihr die Zeitungen zur Durchsicht zurückgelassen.

Seit dem Tage hatte Lilian nie mehr gesagt, daß sie Mary Connor sei — Mrs. Gray's Plan war vollständig geglückt.

Heute hatte sie sich zum ersten Male von ihrem Krankenlager erhoben, nicht allein, sondern mit Hilfe der Schwester, welche sie während der Zeit gepflegt hatte. Sie saß am Fenster, den Kopf zurückgelehnt, welcher noch immer eine Binde trug. Durch das andere vorsichtig halb geöffnete Fenster, welches überdies verhangen war, drang Frühlingsluft und Veilchenduft. Die Kranke saß mit geschlossenen Augen, ihre Wangen waren unendlich schmal und bleich, die auf den Lehnen des Krankenstuhles ruhenden Hände beinahe durchsichtig. In dem Gesicht aber war ein Ausdruck von Frieden, wie er seit Langem über dasselbe nicht mehr ausgebreitet gewesen war.

Neben ihr auf einem kleinen altmodischen Tische von Eichenholz lagen die Zeitungen, welche Mrs. Gray ihr vor acht Tagen gebracht und die sie zu behalten gewünscht hatte. Der Arzt verbot ihr zwar das Lesen mit dem einen unbeschädigten Auge auf das Strengste, aber sie hatte die Artikel, welche darüber berichteten, wie groß die Lebensgefahr gewesen war, doch immer und immer wieder gelesen, bis sie den Wortlaut ihrem Gedächtniß sich eingeprägt. „Auch eine Nichte von Lady Rose Gray, welche zu einem Besuche ihrer Großmutter nach Violet-Valley gereist war, befindet sich unter den Verunglückten. Sie hat eine schwere Kopfverletzung davon getragen, so daß an ihrem Aufkommen gezweifelt werden muß. Erwähnt mag hier noch werden, daß unter den Todten sich Miß Mary Connor befindet, welche an demselben Tage, von den Geschworenen freigesprochen, ihre Heimreise angetreten hatte. Der Kopf der Unglücklichen ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Sie konnte nur durch ihren Vertheidiger Herrn Rechtsanwalt Primrose recognoscirt werden, welcher insbesondere genau ihren Pelzmantel kannte. Der genannte Herr soll sich anheischig gemacht haben, die Leiche seiner Clientin nach Abbot-Castle zu dem Großvater, ihrem einzig lebenden Verwandten, zu bringen. Sollte in der That die Verunglückte ein Verbrechen begangen haben, von welchem man sie, weil ihre Schuld nicht hinreichend erwiesen war, freisprechen mußte, dann würde man in diesem Falle nur die strafende Gerechtigkeit erkennen können."

Die Kranke schloß immer wieder die dünnen Finger in einander, wenn ihre Lippen die Worte wiederholten, die sie nun so oft gelesen. Sie war als Lilian Smith in diesem Hause aufgenommen worden, während man die Trägerin dieses Namens todt nach Abbot-Castle gebracht hatte. Ihr Gerechtigkeitsgefühl sträubte sich mit aller Energie dagegen, eine Unschuldige mit dem Fluch des Namens einer Mary Connor belastet den letzten Schlaf schlummern zu lassen, und sie hatte Alles gethan, was in ihrer Kraft stand, Mrs. Ethel Gray zu überzeugen, daß sie nicht deren Enkelin sei. Es war ihr nicht gelungen. Ihre Versicherungen waren als die Auslassungen einer Fieberkranken aufgefaßt worden, und dann — dann —

Die Kranke hatte nicht mehr gesagt, daß sie Mary Connor sei. Die Versuchung war zu groß gewesen und sie ihr, nach hartem Kampfe, unterlegen. In dem Augenblick, in welchem man ihren Worten Glauben geschenkt hätte, würde man sie aus dem Hause gewiesen haben, in welchem sie einen Platz ausfüllen konnte. Und wohin dann? Ihr blieb nur ein einziger Weg übrig, der Weg nach Abbot-Castle, zu dem geizigen alten Manne, der sie in die Welt hinausgestoßen und dadurch die unmittelbare Veranlassung geworden war, daß ihr Leben einen solchen Ausgang genommen. Dort würde sie allerdings jetzt ein Asyl finden, wenn sie den Versicherungen des Rechtsanwaltes Primrose, der ihr von einer vollständigen Umwandlung des Großvaters berichtet hatte, Glauben schenken durfte. Aber — sie wollte nicht dorthin, wo Jedermann mit Fingern auf sie zeigen konnte — eher sterben.

Sterben! Der Tod war schrecklich. Wie schrecklich wußte sie erst, seitdem sie ihm unlängst ins Auge geschaut hatte. Sie wollte nicht sterben, und — nur ein gütiger, erbarmungsreicher Gott, der in ihr Inneres schaute, konnte ihr diesen Ausweg gezeigt haben. Ihren Namen konnte auch er nicht mehr reinigen — ach, sie hatte in diesen Zeiten der Trübsal und tiefen Demüthigung ihren Glauben nicht mehr festhalten können, es war viel, das auf sie eingestürmt war — aber er gab ihr jetzt einen anderen, wie er ihr vorläufig eine Heimath gegeben.

Lilian Smith aber? Indem sie sich das liebliche Bild derselben vergegenwärtigte, wie sie ihre Augen voll zärtlicher Dankbarkeit auf Diejenigen gerichtet hatte, die sie mitleidig vor Unruhe und Kälte zu schützen versucht, kam eine große Ruhe über sie — ein Frieden, wie sie ihn seit langer, langer Zeit nicht mehr gekannt. Lilian Smith würde ihr freudig zugestimmt haben, wenn sie Alles gewußt und den Ausgang vorhergesehen hätte; ihr Todesschlummer in Abbot-Castle würde nicht dadurch beunruhigt werden, daß ihr Name in Mary Connor fortlebte.

Sie war von dem festen Entschluß beseelt, den Namen Lilian Smith hoch und heilig zu halten, ihn vor jedem unreinen Hauch zu schützen. Sie selbst sollte nicht gewissenhafter ihre Pflichten erfüllt haben, als sie es thun wollte. Als eine demüthige Magd, ohne einem anderen Lohn als eine bescheidene Bezahlung ihrer Leistungen zu begehren, wollte sie den Weg verfolgen, den Lilian Smith, wie sie ihr gesagt, sich für ihr ferneres Leben vorgezeichnet. Sie wollte bei Mrs. Ethel Gray bleiben und ihr bis an das Lebensende eine treue Pflegerin sein, jede Laune, jede Ungerechtigkeit geduldig und ohne Murren ertragen und ihr die Güte, die sie ihr in dieser Zeit hatte zu Theil werden lassen, durch Liebe und Anhänglichkeit vergelten.

Sie gedachte auch des Großvaters. Er hatte hart an ihrer Mutter und ihr gehandelt, er riß sie von dem Herzen derselben los, ohne daß eine Nothwendigkeit dazu vorhanden gewesen wäre. Das Alles erfuhr sie erst durch Rechtsanwalt Primrose. Wohl regte sich eine große Bitterkeit in ihr, indem sie dessen gedachte, aber sie konnte doch ohne Groll des alten Mannes sich erinnern. Er bedurfte ihrer nicht zu seinem Leben, er hatte nie nach ihr gefragt, als sie noch mit ihm unter einem Dache gelebt. Wohl ließ er ihr sagen, daß sie in ihm einen Schutz und Schirm finden werde, wie es auch gehen möge, aber — er würde Gott gedankt haben, daß man ihm nur die Leiche Mary Connor's gebracht.

Nachdem sie durch eine sorgfältige Ueberlegung in ihrem gefaßten Vorsatz bestärkt worden war, begann ihre Genesung und mit ihr die Heilung der Stirnwunde rasch vorwärts zu schreiten. Furcht und Angst vor der Zukunft hatten in einer Weise auf sie gewirkt, die sie vielleicht noch an den Folgen ihres Unfalles hätten zu Grunde gehen lassen. Der Arzt war bisweilen rathlos gewesen, er hatte nach einem verborgenen Uebel geforscht, das hindernd allen seinen Bemühungen um ihre Wiederherstellung sich ihm in den Weg gestellt.

Dann war der Umschlag gekommen. Wieder hatte es zwei Tage den Anschein gehabt, als ob eine neue Krisis sich vorbereite. Mrs. Ethel Gray's Mittheilungen hatten abermals bei der Patientin einen kaum zu überwältigenden Fieberzustand herbeigeführt, der schlimme Befürchtungen bei dem Arzt weckte, und denselben an einem Erfolg verzweifeln ließ. Die Kranke war sehr geschwächt und würde einem neuen Ansturm keinen Widerstand mehr leisten können. Mit Besorgniß hatte er am dritten Tage das Krankenzimmer betreten, um auf den ersten Blick zu sehen, daß die Genesung dennoch den Sieg errungen und die unerwartete Unterbrechung derselben irgend einem ihm unbekannt gebliebenen Umstand zuzuschreiben gewesen war.

„Mir ist besser — viel besser", hatte Miß Lilian Smith gesagt.

Und in ihrem Augen, in dem ganzen Ausdruck ihres süßen Gesichtes hatte eine Bestätigung ihrer Worte gelegen.

Von dem Tage an ging es mit Riesenschritten vorwärts.

Das junge Mädchen erschien wie neugeboren. Lag auch über dem Gesicht desselben ein ungewöhnlicher Ernst ausgebreitet, umspielte auch ihren Mund ein melancholisches Lächeln, das rührend wirkte, so kehrte doch die Farbe der Gesundheit in

SLUB
Wir führen Wissen.